Reinhard Wittmann  
LAUDATIO MARCEL HUBER SPRACHWURZEL 2021  
Freitag, 1. Oktober 11 Uhr Gotzinger Trommel  
  
Wir treffen uns desmoi n kleinem Kreis aus bekannten Gründen, aber an am symbolischen Ort. Der Taubenberg um Gotzing ist ein einzigartiges Schmetterlingsparadies (ein Drittel aller bayerischen Arten kommt hier vor) – und ein kostbares Sprachreservat. Die „Gotzinger Trommel“ ist ein Zentrum altbairischen Redens, eine streng tschüssfreie Zone, der Wirt ein Urgestein des Dialektkampfs und Ehrenmitglied des BBS. Der Name ist Manifest: unter dem Motto „lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben“ und dem Gotzinger Trommelklang sind die Oberlandler Bauern gegen die habsburgischen Besatzer anno 1704 nach Sendling marschiert, verraten und massakriert worden. Blutiges Scheitern gegen Fremdbestimmung – und ehrendes Gedenken bis heit.   
  
Seit 17 Jahren gibt es die BS, der Obermeier Sepp hat sie erfunden und mit der ihm eigenen Sturheit bis jetzt vergeben. An Persönlichkeiten, die ihre bairische heimatliche Mundart ned bloß dahoam ganz privat schmatzen, sondern in aller Öffentlichkeit pflegen. Vom Papst Benedikt über Haindling, Christian Stückl, die Wellküren, Ringsgwandl, da Rosenmüller, da Dettl, Pfarrer Schießl, die Schwarzmann -alle hamses vadeant , de Künstler, Musikanten, Kabarettistinnen, Regisseur, Seelsorger. Und desmoi? Da hod de sehr strenge Jury der Sprachwurzel (bestehend aus dem Sepp Obermaier) desmoi zur großen Überraschung an gewissen Herrn Huber ausgsuacht.   
Wos wiss ma üba den? Offenbar ein sozusagen idealtypischer Bajuware, ein Trumm Mannsbild. Und wos deer oiss treibt! Geboren 1958 in Mühldorf (Oberbayer!), Veterinärmediziner, Spezialgebiet Schweinegesundheitsdienst; Vorsitzender des Katholischen Männervereins Tuntenhausen; Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Ampfing; Basstubaspieler im örtlichen Musikantenverein; Hobby: Weihnachtskripperlbau; Vorstandsvorsitz des Zentrums für Umwelt und Kultur; Präsident des Bayerischen Musikrates und des Musikbundes von Ober- und Niederbayern; Landtagsabgeordneter mit bayernweit bestem Erststimmenergebnis (63,1 %), Leitung der Staatskanzlei, Umweltminister …   
Jetzt wird’s aber scho arg grenzwertig – aber es huift oiss nix, es muaß raus: a Politika, schlimma no: a CSU-Politika. De Woih hamma ja hinta uns, wos ma vor uns ham wiss ma ned. Aba des Ansehen vo de Politika is ja fast so schlimm wia vo de Journalisten. Do hoazn de asozialen Medien sauwa ei, awa es dean scho aa einige Herrn des eahnane, daß die Klischees a bisserl mera wia an Funkn Wahrheitd ham. Recht vui weida nauf ko ma im Freistaat ned kemma. Und trotzdem, häd i fast gsogt, trotzdem kriagt der die Sprachwurzl. Ja fia wos denn?! Als „Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die auch in einer breiten (auch medialen) Öffentlichkeit ihre Heimatsprache nicht verleugnet zugunsten eines gesamtdeutschen Standardidioms, sondern sich zu ihr wie selbstverständlich bekennt.“ Wenn ma den Marcel Huber googelt, seine medialen Auftritte oschaugt, dann foit schnell auf: der redt wirkli no a so, wiara oiwei seit seiner Kindheit gredt hod, ois wie wenn des nix waar. In so am „personality talk“ zum Beispui betreibt der souveränes code-switching, im gleichen Satz redt er von der „Bedeutung der direkten Kommunikation“ und vom „Baaz zwischen de Zehan“.  
Sehr ungewöhnlich war vor allem aa sein Auftritt als Eröffnungsredner vom Straubinger Gäubodenfestes, diesem Hochamt des Bajuwarentums – des is praktisch die höchste Ehre, die Niederbayern zu vergeben hat. Und da hat er sich vor fünf Johr etwas sehr sonderbares geleistet, was auch die Lokalzeitung ziemlich pikiert registriert hat  
„Marcel Huber, umringt von schmucken Bayerwald- und Immergrün-Trachtlern, [hat] sich Sympathien für seine ungekünstelte, selbst für einen bayerischen Politiker sehr dialektgefärbte (für Auswärtige wurde an manchen Tischen simultanübersetzt) Rede [ge]sichert, die tatsächlich volkstümlich, aber nicht volkstümelnd war.“  
  
Des hoaßt nix anders wia: ja was fallt denn dem ei? Boarisch redn! Bei am soichen Anlaß! Des is in de letzten 20 Johr übahaupts no nia dogwen. Lauta wichtige bayrische Staatsparteihonoratioren hamma doghabt, und sie ham gwußt, wos se gheart. Zu einem so weihevollen Anlaß darf ma doch ned boarisch schmatzn wia d‘Leid, ja wie schaugad denn des aus. Do muaß ma scho nach da Schrift reden, naja, hoid in am Standarddeitsch, des fast so klinga soitat wia hoid a Politprofi aus da Reichshauptstadt, ein Nordsprech-Standardidiom. Insofern war am Marcel Huber sei Rede a Ausrutscher, ja gar a Provokation. Ja, soweit samma scho. Beim Gäubodenfest Mundart redn, des foit auf. Aba mia wissen doch, wos do dahintasteckt.   
Ma miassad do historisch sehr weit aushoin in die jahrhundertealten Vorurteile, den kulturellen Antagonismus von Nord und Süd, von Katholen und Protestanten, vor allem das uralte Sepplklischee von der bescheidenen intellektuellen Ausstattung der Bayern, diesem eigensinnigen merkwürdigen Völkchens, das empörenderweise die schönsten deutschen Landschaften bewohnt, und ihrer dumpf-knödelnden Sprache, die keiner versteht und die peinlichst vom bekanntlich wohlklingenden Norddeutsch abweicht, das sich selber zur Hochsprache erklärt hat. Der schlechte oide sprachliche Minderwertigkeitskomplex der Bayern gheart offensichtlich unbedingt aa zum Gäubodenfest: mia kenna fei aa die Herrensprache, des herrische Gred!  
  
Die Sprachwurzel für Marcel Huber soll das Bewußtsein dafür schärfen, daß die galoppierende Schwindsucht unseres heimatlichen Redens und damit letztlich unserer Identität eine gefährliche Dimension erreicht hat, die radikal ist, also an die Wurzeln geht.  
Naja, ich kann Ihre Gedanken fast lesen, jetz draht er aber ganz schee auf. Seit Jahrzehnten sind doch die Resultate der üblichen Umfragen kaum verändert; kürzlich hat ein Reisemagazin mehr als 100.000 Personen nach dem schönsten Dialekt der BRD gefragt. Natürlich ist der klare Sieger mit 21 %: Bairisch (es folgt mit 17 % Hamburgisch, am Ende stehen, genau, Sächsisch und Schwäbisch – Fränkisch wurde offenbar nicht abgefragt). Daß man die sehr individuelle Standard-Sprechweise von Hubert Aiwanger irrigerweise für bairische Mundart hält, ist freilich ein bedauerliches Mißverständnis.   
Und die penetrant notorischen Optimisten verharmlosen mit den Sprüchen, daß sich ja jede Sprache verändere und modernisiere, daß man halt dann statt „Erdäpfi“ Kartoffeln sage und sogar im schlimmsten Fall die so kräftigen bairischen Schimpfwörter überleben würden.   
Was aber ist die Realität? Ich beobachte seit Jahrzehnten die Entwicklung der bairischen Mundart sehr genau, nicht als Wissenschaftler mit Fragebögen und Umfragen, sondern über Jahrzehnte aktiv im Rundfunk und jetzt als Nebenzuschußbauer im Oberland, ich warne und mahne, halte Reden an Schulen und betätige mich als Kassandra und Don Quichote. Aber diese individuelle Gschaftlerei bringt überhaupt nichts, auch die beiden wackeren Sprachvereine können keine stolze Erfolgsbilanz vorweisen. Es fehlt nach wie vor ein gemeinsames wachsendes Bewußtsein, daß auch eine scheinbar noch vitale Mundart unwiderruflich untergehen muß, wenn sie nicht mehr tägliches elementares Verständigungsmittel ist.   
Das Bairische, also unser vermeintlicher Seppldialekt, das soviel vom mediterranen Sprechen übernommen hat wie kein anderes Deutsch, muß sich heftig verteidigen gegen eine mediale Invasion, die nicht mehr nur Berieselung ist, sondern Trommelfeuer. Ein arg martialischer Vergleich, ja. Aber er trifft. Die einstige Erkenntnis: „Eine Nationalsprache ist ein Dialekt mit einer Armee dahinter“ muß heute lauten: „Eine Nationalsprache ist ein Dialekt mit allen Medien dahinter“. Das heißt: sämtliche Medien, ob audiovisuell, Radio, Fernsehen ob privat oder öffentlich-rechtlich, die asozialen Digitalmedien wie Facebook, Instagram, Youtube und natürlich des ganze Influencerinnengschwerl, unterstützt von Kindergärten und Schulen, ham sich offenbar verbündet, uns ein verquollenes, verwahrlostes nördliches Standardidiom als allgemeingültiges Kommunikationsmittel vorzusetzen und aufzunötigen. A winzigs Beispiel: guad 1500 Johr lebfrisch überdauert hod a Gruaß, der scho seit de Zeiten von Jesus und Casesar bei uns dahoam is. ein fröhliches „Servus!“ – von den römischen Legionären im Inntal über die frühen Bajuwaren, Mittelalter und Barock, die Königszeit, das turbulente 20. Jahrhundert. Freili, des gibt’s no. No. Aba „Hallo“, „Hi“ und „Tschühüss“ san scho auf da Überholspur. Vielleicht no ned in Hinterhuglhapfing. Aba zum Beispui in Isar-Athen.  
In München (dem Zentrum der Migranten aus dem „inneren Ausland“) hört man de vertrauten Laute grad no in der S-und U-Bahn, wenn die sozialschwächeren Nicht SUV-Besitzer aus MB, EBE, RO, ED zum Eikaffa, äh, Shopping beim Sale fahren. Ansonsten hat ein Abendzeitungs-Journalist Makowski heutzutag fast recht mit seinem dummen Spruch: „München hat mit Bayern soviel zu tun wie die Cayman-Islands“. De Linguisten hams gmerkt: von den städtischen Zentren Altbayerns setzen sich ins jeweilige Umland eine Sprachmelodie und ein Wortschatz aufdringlich durch, die diesem Land fremd sind, quasi als Zuagroaste.   
I kannt jetz endlos Beweise für diese Veränderung des ganz alltäglichen Redens bringen. Des hochdeutsche „Nein“ hoaßt auf Bairisch „Naa“, im Norden „Nee“ und „Nöö“. Das erste gilt als verfemter Dialekt, das zweite als klarer Standard in den Medien. Mich fasziniert, in welchem Tempo das geht: als der Currywurstfan Schröder sein schlampiges Deutsch pflegte, war es gespickt mit nordwestdeutschen Eigenheiten, wie der Spaltung von Pronominaladverbien: „Da geh ich maa von aus, sach aber nix zu, aber da bin ich voll gegen“). Schiachig, gell? Jetzt macht es si bei uns als Zuagroasta breit. Die SZ, da Merkur, der BR – hams scho adoptiert. Was hat kürzli der Alexander von de Huaberbuam im Zeitungsinterview gsagt auf die Frage: Was muß ein Extremkletterer können? „Da braucht man ein gewisses körperliches Talent für“? Da hammas wieda, de tiaf eigwurzelte bayrische Knechtsnatur, den sprachlichen Minderwertigkeitskomplex. Weil: des is hoit a bessers Deitsch gej? Auch der bei uns mißtönendste Nordjargon gilt sofort als verbindliche Hochsprache. Des kuntad ma endlos weida belegn – und mit der Mundart stirbt auch die dazugehörige Hochsprache mit ihrem Wortschatz aus. Den Buben gibt es in den Medien fast nicht mehr, auch nicht mehr den hochsprachlichen Knaben – nur noch die nördlichen Junx, verbindlich seit der Nazizeit. Man schaut nicht mehr, sondern kuckt nur noch. Tja – da kuckste doof aus da Wäsche, wa, Junge?  
  
Auch wenn die Eltern noch halbschariges Bairisch kenna, wolln de Kinder liaba so reden wia des Internet: vielfach in einem schnoddrig-schlampigen, oft abgehackten, nölenden Jargon. Das hören sie ja auch fast den ganzen Tag, die hemmungslose Internetnutzung steht auf Platz 1 der Freizeitbeschäftigung aller Altersgruppen. Hört man im Jugendfunk altbayernweit Gespräche von Schülern in Regensburg und Deggendorf, so fühlt man sich nach Castrop-Rauxel oder Kötzschenbroda versetzt. Ähnlich ist es leider auch, so meine Erfahrung, in Tegernsee und Miesbach – ja, mit ein paar Ausnahmen.  
Ich sehe das in der eigenen Familie - meine beiden Töchter reden ein echtes Bairisch (oisPpsychiaterin am Rand vom boarischen Woid is des Voraussetzung, a zuagroaste Ärztin vastehat a kranke bäurin gor ned). Awaa de Enkel, drei Buam und zwo Madl, de vastengas grod no, aba sie preißln (wia sogar aa die Kinder von da Biermösl Blosn). Und wenn mas frogt, warum denn, kummt ganz gschamig raus, daß Mundart am Gymnasium ned gar so gfrogt is, passend zur   
oidhergebrachten bairischen Devise: Aufsteiger miassen preißln.  
Vor alle andern hat des verinnerlicht: da Bayerische Rundfunk. Zum BR sag ich fast nix mehr als langjähriga völlig erfolgloser Nestbeschmutzer („Aber Herr Wittmann, Sie als gebildeter Mensch – und Dialekt??“). Süddeutscher Zungenschlag ist in den Wortkanälen unerwünscht, weil man ja deutschlandweit gehört werden will. Jungreporterinnen im Außendienst, etwa bei Hochwasser oder Corona, interviewen da im nördlichen Idiom Einheimische, die sich sehr für ihren Heimatsound genieren müssen. Auch die Zeitungen, ob SZ oder Lokalblatt, greifen gern auf Volontäre zurück, die, zwar in Bayern geboren, ob autochthon oder bei nördlichem Migrationshintergrund, im weitestgehend mundartfreien Milieu sozialisiert worden sind. Man gewinnt gerade bei den Medien den Eindruck, man teile dort die Überzeugung eines in München lebenden Autors von kruden Krimis (Spezialität: Mörder und Kinderschänder), Lieblings der dortigen Kulturschickeria: „Dialekt ist nur etwas für CSU-Parteiversammlungen“. Dümmlichkeit und Arroganz gehen da eine unauflösliche Verbindung ein. Damit des klar is: natürlich soit ma schaugn, daß ma beides ko: Südhochdeitsch, wo notwendig, und Mundart, wo möglich.  
  
Aber wenns so weidageht, werd scho nach da Jahrhundertmittn da Nachwuchs staunend, gar belustigt, in historischen Tondokumenten (oder auch bei der Uroma) dem melodiösen, nuancenreichen, lebensfrohen Klang einer ehrwürdigen Sprache lauschen, die zu diesem einzigartigen Land gehört hat – untrennbar, wie wir gemeint haben. Eine Mundart, die von zartesten Liebesbekundungen bis zur kracherten Gschertheit für alle Lebenslagen tauglich ist (ja, an der Astrophysik miassma no arbatn, aber in Kabarett oder Rap samma Spitze). Und sie is keineswegs a Defizit, fia des ma si schama miassad – im Gegenteil a Privileg, auf des ma stoiz sei derf; de scheinbaren Verächter san arme Hascherl wegn eahnam unheilbaren Mangel an sprachlicha Ausdrucksfähigkeit (des guit natürle fiar olle Mundarten). Wer Dialekt redt, konn übrigens leicht zu ana korrektn süddeutschen Hochsprache wechseln, zum Beispui von der Goaß zur Geiß - die Ziege aber ist Nordimport. Beide Sprachebenen ghörn organisch zsamm, aa in ihrer gemeinsamen elementaren Bedrohung. Da hättn nebn de sprachprägenden Medien aa Kindergärten und Schulen hohe Verantwortung – aber des ist a weits, stoppeligs Feld. Wer koa Mundart beherrscht, den kümmert aa ihr Verschwinden net. Und in der nachsten Generation is‘ dann unwiderruflich vorbei. Hochdeutsch gesprochen:  
  
Vor einigen Jahren hat das Volksbegehren „Rettet die Bienen“ gestartet – und gegen erhebliche Teile der eigenen Partei hat der Ministerpräsident erkannt, daß es um ein Thema von elementarer Wichtigkeit für die Natur und die Zukunft des Freistaates geht. Es ist auch für ihn ein großer politischer Erfolg geworden. Ob ein Volksbegehren „Rettet die Mundarten“ ähnlich erfolgreich wäre, sei dahingestellt. Daß aber auch unsere Sprache, die zum innersten Wesenskern der bairischen, fränkischen, schwäbischen Heimat gehört, elementar bedroht ist, daß ihr Verschwinden unsere kulturelle Identität schwer beschädigen und tief verändern würde, müssen die Medien, muß endlich auch die Politik erkennen - und handeln. Ein Politiker hat das getan – und deswegen erhält er die Bairische Sprachwurzel 2021.